



Ein Sensorium für andere: Sophie Huber. Foto: Franziska Rothenbühler

Die Alchemie des Grooves

Die Berner Dokfilmerin Sophie Huber («Harry Dean Stanton») erzählt jetzt die Geschichte des Jazzlabels «Blue Note Records».

Regula Fuchs

Es könnte natürlich schon sein, dass Harry Dean Stanton als Spatz wiedergeboren worden ist. Denn gerade als Sophie Huber von ihrem letzten Treffen mit dem Schauspieler erzählen will, hüpft ein Vogel auf den Tisch. Huber stutzt. Und schmunzelt.

Die Bernerin und der Amerikaner hatten sich in einer Bar in Los Angeles kennen gelernt, wo die Regisseurin seit vielen Jahren wohnt - neben einem weiteren Standbein in New York sowie einem in Bern. Stanton, der in über 200 Filmen gespielt hat, aber darunter nur in zwei Hauptrollen, wurde 2013 das Sujet von Hubers erstem Film: «Harry Dean Stanton: Partly Fiction» zeigte den notorischen Nebendarsteller als Unergründlichen, der kaum etwas über sich preisgab - ausser wenn er sang: In diesen Momenten bekam sein reptilienhaftes Wesen etwas Zugängliches. Hubers zart hingetupftes Porträt erhielt sowohl den Berner als auch den Zürcher Filmpreis und lief weltweit an Festivals.

Dabei hatte Huber erst spät zur Regie gefunden. Zwar war das Elternhaus der Bernerin ein guter Nährboden für Künstlerkarrieren: eine Schwester Pianistin, die andere Tänzerin. Sophie Huber ging als Kind ins Ballett und nahm jahrelang Geigenunterricht, ohne dass besondere Talente zum Vorschein gekommen wären.

Lieber hinter der Kamera

Nach einer Lehre als Hochbauzeichnerin ging sie nach Los Angeles an eine Schauspielschule - doch: «Das war nicht wirklich für mich. Immerhin wusste ich danach: Ich will Filme machen. Allerdings lieber hinter der Kamera als davor.» Nach einer weiteren Station in Berlin bei einem Filmkollektiv kehrte sie nach L. A. zurück und drehte mit über 40 ihren ersten Langfilm. «Harry Dean Stanton» öffnete Sophie Huber einige Türen - auch jene, die zu ihrem aktuellen Film führte, für den sie nun in die Schweiz gereist ist. Als sie nämlich ein Album mit Stantons Songs herausgeben wollte, traf sie Don Was, den Chef des Musiklabels Blue Note.

Man kam ins Gespräch, und irgendwann war die Idee geboren, die Geschichte des renommierten Plattenlabels filmisch zu rekapitulieren. Eine besonders enge Bindung zum Jazz hatte

sie nicht. Man braucht indes kein Experte zu sein, um Blue Note zu kennen, denn ohne diese Plattenfirma wäre die Entwicklung des Jazz im 20. Jahrhundert anders verlaufen.

«Die Schwierigkeit war, diese 80-jährige Geschichte, die Tausende Platten umfasst, so zu erzählen, dass daraus mehr wird als eine Diskografie», erinnert sich die 46-Jährige. Sie hat sich darum ganz auf die Musiker konzentriert, anders als frühere Filme über Blue Note. Zu Wort kommen junge Musiker ebenso wie längst verstorbene in raren Archivaufnahmen.

Umflort von Zigarettenrauch

Unheimlich cool wirken diese Jazzer, wie sie aus dem Dunkel des Aufnahmestudios auftauchen, umflort von Zigarettenrauch. Mit den Schwarzweissfotografien aus dem Blue-Note-Archiv stand Huber fantastisches Bildmaterial zur Verfügung; dazwischen schneidet sie Interviews mit aktuellen Blue-Note-Musikern wie Robert Glasper, die bekräftigen, wie viel von der DNA des Jazz in der heutigen Black American Music stecke, vor allem im Hip-Hop.

Und wie sehr im Jazz gesellschaftliche Entwicklungen eingeschrieben waren: indem sich darin jene Freiheit manifestierte, welche die schwarzen Protagonisten im Alltag vermissten. Überwunden ist diese Benachteiligung bis heute nicht - im Gegenteil, sagt Huber. «Unter der Administration Trump ist Rassismus wieder salonfähiger geworden.» Die allgemeine Stimmung sei eine ganz andere als unter Barack Obama: «Die Menschen sind angespannter, es gibt mehr Ängste.»

Auch wenn «Blue Note Records», was das Politische angeht, nicht besonders explizit wird, ist der Film doch mehr als eine konventionell erzählte Label-Biografie - denn er behauptet nicht nur, dass der Jazz ein Medium afroamerikanischer Selbstversicherung sei, er führt es vor: in einer Szene, als junge Musiker mit Herbie Hancock und Wayne Shorter improvisieren. Hier entsteht, aus dem Moment heraus, eine Alchemie des Grooves, eine wundersame Mechanik des Zusammenspiels, das nur gelingen kann, wenn die Egos der Einzelnen zugunsten des Ganzen gezügelt werden. «Die Improvisation lebt ebenso von der Freiheit wie vom Verbundensein mit den anderen», sagt Huber.

Man kann dies als Kontrapunkt lesen zu aktuellen sozialen Entwicklungen, die den Ausschluss des Anderen propagieren. Improvisation erscheint so als Plädoyer für eine umfassende Aufmerksamkeit, ein spezielles Sensorium für andere. Das hat auch Sophie Huber.

In Zürich im Arthouse Movie.

Nachrichten

Musik Dirigent Gennadi Roschdestwenski tot

Gennadi Roschdestwenski, der russische Dirigent, Pianist und Komponist, verstarb am Samstag 87-jährig in Moskau. Er leitete in seiner langen Karriere unter anderem das Bolschoi-Theater, das BBC Symphony Orchestra, die Wiener Symphoniker und das Royal Stockholm Philharmonic. Er war bekannt für seine Interpretationen der Werke Schostakowitschs und Prokofjews. (Red)

Kunst School of Art in Glasgow erneut abgebrannt

Das historische Hauptgebäude der Kunsthochschule im schottischen Glasgow ist zum zweiten Mal abgebrannt. Der Sandsteinbau war bereits 2014 durch Feuer zerstört und mit Kosten von rund 40 Millionen Euro wieder hergerichtet worden. Es gab keine Verletzten. Es ist aber ungewiss, ob sich das Gebäude aus dem 19. Jahrhundert diesmal retten lässt. (SDA)

Das Leben, eine Flickschusterei

Der US-amerikanische Romancier Richard Russo legt in «Immergleiche Wege» vier Erzählungen vor - raffiniert gebaute Texte voller Menschenfreundlichkeit.

Martin Ebel

Die USA verfügen über eine Menge grossartiger Erzähler. Manche entdecken wir diesseits des Atlantiks mit Verspätung, einen Meister wie Richard Yates sogar erst posthum. Für Richard Russo - der Yates viel verdankt - kommt die Anerkennung noch rechtzeitig. Seit der Dumont-Verlag sich seines Werks angenommen hat, begeistert sich auch das deutschsprachige Publikum an Romanen wie «Ein grundzufriedener Mann» oder «Diese gottverdammten Träume» (Pulitzer-Preis 2002).

Es entdeckt bei Russo heruntergekommene Kleinstädte, deren Fabriken verlassen vor sich hinrosteten und deren Bewohner wahrscheinlich Trump gewählt haben. Dieser Autor hat ein Näschen für Loser, die ihrem vermurksten Leben doch immer wieder mehr abgewinnen, als ihnen vermeintlich zusteht, und ein Händchen, sie in wirre Plots und rasend komische Dialoge zu verwickeln. Komik und Empathie sind überhaupt die Grundsubstanzen seines ganzen Werks, sie prägen auch die vier Erzählungen, die jetzt unter dem Titel «Immergleiche Wege» auf Deutsch erschienen sind.

Der Band erscheint wie komponiert, eine literarische Sinfonie - in der Abfolge der Sätze wie in der erzählungsübergreifenden Motivik. Alle vier spielen auf zwei Zeitebenen, Gegenwart und Vergangenheit, und sie verfahren dabei wie ein analytisches Drama: Ein weit zurückliegendes Ereignis taucht im Gedächtnis auf und wird erstmals und doppelt begriffen - nämlich in dem Sinne, den es seinerzeit hatte, und in seiner Bedeutung für das Hier und Jetzt.

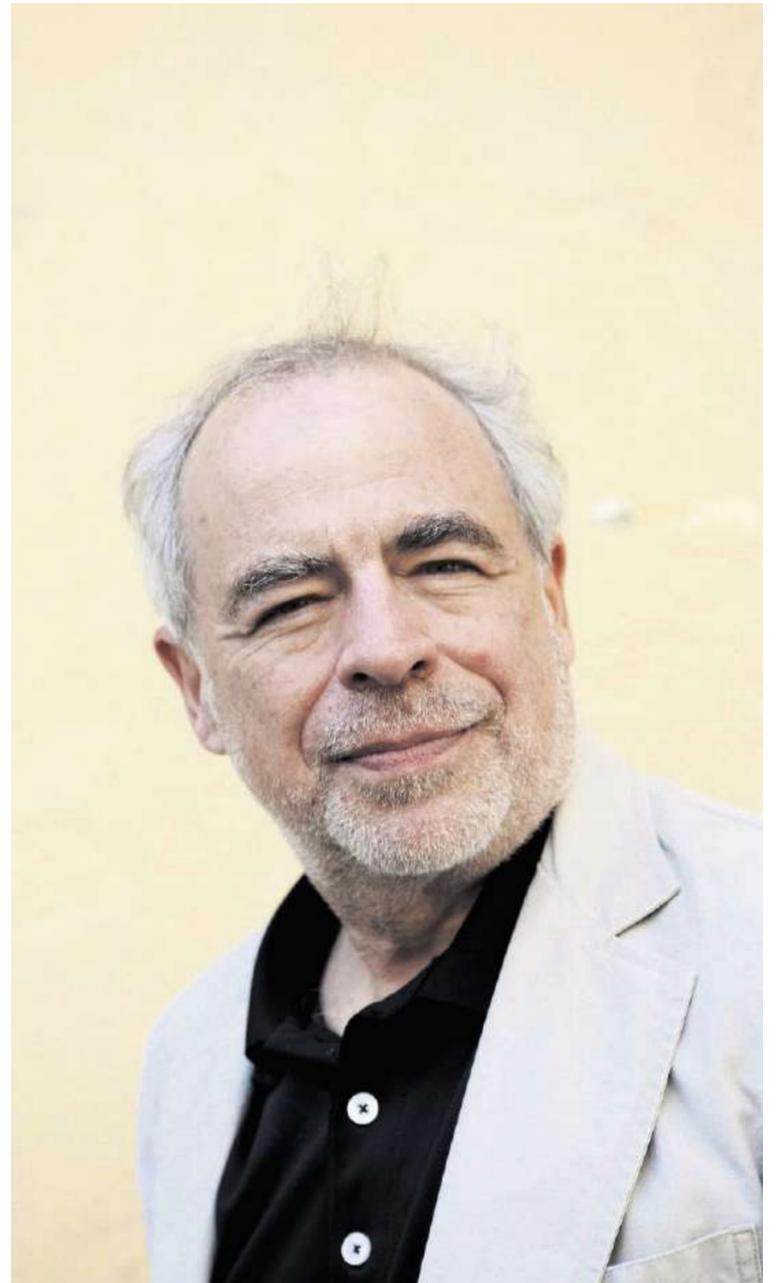
Siegertypen sind das nicht

Milieu und Personal sind «gehobener» als in den genannten Romanen; «Reitersmann» und «Stimme» spielen an (nicht sehr renommierten) Colleges, der Held von «Eingriffe» ist Immobilienmakler, «Milton und Marcus» schliesslich versetzt uns nach Hollywood, wo ein Drehbuchschreiber, dessen Erfolg weit zurückliegt, es noch einmal wissen will (mit einem Skript über ein alterndes Gaunerpärchen, das den letzten Coup plant: Russo arbeitet gewissermassen auch mit erzählerischen Binnenreimen).

Auch wenn sie dem Mittelstand angehören: Siegertypen sind diese Helden nicht. Von den beiden College-Dozenten wird in verdächtiger Formulierung gesagt, sie seien zwar fleissig und korrekt, aber «nicht gut» - jedenfalls zu wenig für eine akademische Karriere. Den Makler hat die Immobilienkrise voll erwischt, eine Krebsdiagnose ängstigt ihn vor allem wegen der Behandlungskosten. Beim Drehbuchschreiber ist es die Frau, die Krebs hat, und eine Krankenversicherung hat er gar nicht mehr. Das Elend klopft also auch an die Türen der vermeintlich oder nur vorläufig Bessergestellten. Und manchmal sind sie es selbst, die ihm aus Schusseligkeit die Tür öffnen.

Der alternde Dozent Nate hat seine Stellung verloren, weil er einer Studentin zu nahe getreten ist - kein #MeToo-Fall, vielmehr eine Übersprungshandlung aus fehlgeleiteter Fürsorge. Er wollte die brillianteste Essayschreiberin seines Seminars, eine Autistin mit dem ostinatohaft zitierten Namen Opal Mauntz, aus ihrer Isolation herausholen. Das geht fürchterlich schief, wird als Übergriff gedeutet und führt zu Nates Rauswurf.

Noch ein Jahr später drückt ihn die Blamage, als er mit seinem Bruder Julian an einer Venedig-Gruppenreise teilnimmt, die Russo zum tragikomödiantischen Höhepunkt des Bandes macht. Während er das Opal-Mauntz-Desaster um und um wälzt, an all seinen Fähigkeiten, ja an seiner Berufswahl zweifelt (hätte er nicht lieber Handwerker werden sollen, ist nicht Handwerk etwas Ehrliches, Literaturwissenschaft bloss brillante Schwindelei?), verirrt sich Nate in den Gassen, verliert die Gruppe, kämpft mit seinem neuen Smartphone, «völlig verspult», wie sein Bruder sagt. Der ist ein eitler Grosskotz, aber eigentlich ein von einem Hausbrand schwer traumatisiertes Kind, ausserdem pleite und zu feige, den «Versager» Nate um Geld zu bitten.



Jeder hat das Recht, nach Glück zu streben: Richard Russo. Foto: Witi de Tera (laif)

«Es gibt keine kleinen Leben», sagt Richard Russo und macht aus jeder seiner Figuren etwas Besonderes.

Schon diese Erzählung, die zweite und mit 110 Seiten längste des Buchs, hat Breite, Tiefe und Fülle für einen Roman. Der Ton ist so, dass man gar kein Ende finden möchte: Slapstick und Melancholie gehen die schönsten Verbindungen ein. Und an jeder Ecke platziert der Autor wunderbare Beobachtungen, immer gefiltert durch das Bewusstsein eines kauzigen, lebenswerten Misanthropen, der an sich selbst irre wird.

So werden wir über die «Verdachtskultur» an amerikanischen Universitäten informiert - Russo, der an einigen Colleges gelehrt hat, weiss, wovon er spricht - und über das erstaunliche Verhältnis von Ansprüchen und Leistungen seiner Studenten. Die finden das öffentliche Vorlesen ihrer Essays «demütigend», geben sich in diesen Essays aber «damit zufrieden, dass ihre Argumente irgendwo in ihrer verschwommenen Prosa herumlungerten, wo sie der Leser mühsam suchen musste».

Die Thematik der feindlichen Brüder kehrt auch in «Eingriffe» wieder, wo des Helden Vater, ein mit seiner eng umschriebenen Existenz zufriedener Mensch, von seinem Bruder immer wieder zu «todssicheren» Geschäftsideen verführt, nein fast gewaltsam in sie hineingezerzt werden soll. Der Vater will aber einfach «nichts Besonderes» sein. Kein Glückssucher.

«Nichts Besonderes sein» - das durchzieht wie ein Leitmotiv die Erzählungen eines Autors, der einmal gesagt hat «Es gibt keine kleinen Leben» und der jede seiner Figuren zu etwas Besonderem

machen kann. Was ja die ureigenste Aufgabe und Leistung der Literatur ist.

Die letzte, die Hollywood-Erzählung, versetzt einen «nicht besonderen» Menschen in die Welt der Stars, die sich jeden Wunsch erfüllen können und alle, denen es nicht so geht, als Niemande betrachten. Aber kurz bevor man hier piefige Moral wittern könnte, verrät Russo, dass ausgerechnet Superstar William Nolan von seinem Göttersitz aus bedauert, nicht mehr «just Bill» zu sein, der unbeschwerter Jüngling, der einst mit dem Rucksack durch Griechenland zog. In dem zehn Jahre alten Gauner-Skript glaubt er ebenjenes Bill wiederzufinden. Die Chance, die er dem Drehbuchautor gibt, ist also zuerst seine.

Das Recht auf Glückssuche

Russo gelingt es, Glanz und Brutalität Hollywoods gleichsam auszubalancieren, sodass der Held uns zugleich fasziniert und anwidert. Auch dieses Milieu kennt Russo aus eigener Erfahrung. Er hat selbst etliche Drehbücher geschrieben und liefert, wie als Bonustrack, Ausschnitte aus «Milton und Marcus», derart hinreissend, dass man unbedingt den Film realisiert sehen möchte.

Am Schluss der Geschichte schlägt Russo einen Bogen zur amerikanischen Verfassung, zum Recht, nach Glück zu streben. Nach mehr, so versteht er es, als viele «kleine Leute» glauben, dass ihnen zustehe. Tatsächlich enden alle vier Erzählungen nach mancherlei Verwirrungen mit der Hoffnung, es doch zu schaffen in der «elenden Flickschusterei», die das Leben ist. Hoffnung: in seriöser Literatur ein eher schwieriges Schlussgefühl. Aber Russo beherrscht auch das.

Richard Russo: Immergleiche Wege. Erzählungen. Aus dem Englischen von Monika Köpfer. Dumont, Köln 2018. 302 S., ca. 35 Fr.